

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 3

Artikel: "Raffael"
Autor: Oser, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

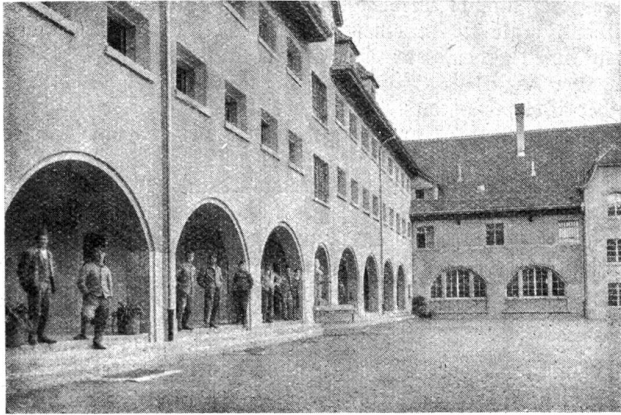
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gerecht zu werden. Tessenberg vereinigt also Strafanstalt und Fürsorgeerziehungsanstalt unter einem Dach, macht aber keinen Unterschied zwischen den beiden Kategorien von Zöglingen. In der Landwirtschaft werden Kurzfristige, Schwäch-

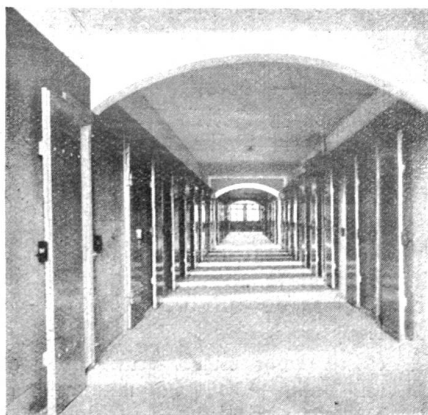


Anstalt Tessenberg. — Hof-Ansicht.

liche und Schwachbegabte beschäftigt und zwar in voller Freiheit, wie überhaupt von sichtbarer Bewachung den Tag über nicht die Rede ist.

Zwangserziehung! — Der amerikanische Richter Lindsen hat die entgegengesetzte Methode versucht. Er hat un gute Jungen zu einem Aufenthalt in der Besserungsanstalt verurteilt, ihnen das Fahrgeld übergeben und sie freigelassen. Sie sind — so erzählt er in seinem Buch — hingefahren und haben sich gebessert. Die Fälle, in denen diese Methode nicht ans Ziel geführt hat, verschweigt er wohl. Sicher ist, daß sie nicht immer und überall angewendet werden kann. Hat doch die meisten Jungen ein Zuviel an genossener Freiheit auf den Tessenberg geführt. Das andere Extrem, die zu große Strenge in der Erziehung, ist wohl in den selteneren Fällen die Ursache der Straffälligkeit.

Es gibt in der Erziehung kaum eine einzig und allein gültige Methode. Strenge und Milde werden immer abwechselnd angewandt werden müssen. Zwang wird immer da einsetzen müssen, wo es gilt, Gewohnheiten zu pflanzen, die dem starken Triebmenschen widerstehen, ohne die aber die menschliche Gemeinschaft nicht bestehen kann. So sind die vergitterten und verschlossenen Schlafzellen des „Burschenheimes“ auf dem Tessenberg zu verstehen. Daß es die



Anstalt Tessenberg. — Schlafgang.

Leitung der Anstalt am Gegengewicht zur Strenge, an der Liebe und am Wohlwollen, nicht fehlen läßt, das beweisen neben den hellen, bildergeschmückten warmen Räumen, neben den gefüllten Vorratskammern, dem Duft von frischem Brot

aus der Bäckerküche, die verständnisvolle Art, mit der in den Jahresberichten der Anstalt über die Zöglinge berichtet wird. Möge dieser Geist humaner, aber zielbewußter Pädagogik der bernischen Zwangserziehungsanstalt erhalten bleiben.
H. B.

„Raffael“.

Eine Jugendskizze von E. Dier.

In einer basellandschaftlichen Bezirksschule (der Ort liegt nahe an der elsässischen Grenze) hatte die Glocke sieben zur Mittagspause geschrikt. Die Schüler der obersten A-Klasse packten ihre Schulsachen zusammen und verschwanden im Trab. Allerdings nur die Ortsansässigen, denn für sie stand zu Hause das Essen bereit und die einstündige Pause war knapp genug. Dem Trüpplein der Uebrigen, welche aus den Dörfern im weiteren Umkreise zur Schule kamen, bedeutete das Einläuten der Mittagspause keine Hast. Die hatten Zeit, draußen auf dem Turnplatz oder in der Schulküche ihr mitgebrachtes Essen zu verzehren: Brot, Käse, Speck und Äpfel; wem das Taschengeld langte, der konnte sich in der Schulküche eine dicke Erbsuppe leisten.

„Er“ und ich waren mit dabei. Er, Eugen Birsinger, der Bauernjunge aus dem Elsäßerneck Neuweiler, und ich, der Pfarrerssohn aus B . . .

Den Eugen Birsinger mochten alle gut leiden. Wir hatten ihn „Raffael“ getauft, weil er so schmissig zeichnen und malen konnte. Ueber seinen Skizzen, Bildern und Karikaturen, mit denen er Duzende von kleinen, selbstgehefteten Büchlein füllte, welche er mit dem stolzen Titel „Künstleralbum“ anschrrieb, vergaß er Zeit, Hunger und Schulaufgaben.

Birsinger war ein großer, klobiger Bursche, mit ungefügten Zähnen und ebensolchen Beinen, die er in der engen Schulbank kaum verstaun konnte. Ueber einem dicken Hals, unter einem strähnigen, unordentlichen Haarpelz, rundete sich ein Kopf mit einer Stumpfnase und zwei kleinen Augen, die aber verflixt schlau quacksilberten, allemal, wenn ihn eine neue Bildvision Bleistift, Kohle und Farbengriffel zur Hand nehmen hieß. Also heileibe keine ideale Malererscheinung!

Birsinger zeichnete und malte, was ihm in den Sinn kam oder was ihm aus alten Schmökern und abgegriffenen „Illustrierten“, die er aufstöberte, haften blieb. Er karikierte Lehrer und Schüler, „schmiss“ Mondscheinlandschaften aus China mit Dschonken, Kulis und Bonzen ebenso farbenfroh aufs Papier, wie elsässische Dorfbilder mit Schulzen, Bauern und Getier, wie Sitzungen des deutschen Reichstags zur Zeit Bismarcks, oder wie Kriegsepisoden von anno 66 und 70. Blutige Hinrichtungen, Mezeleien, Indianerüberfälle und Provinzmoritäten wußte er so greifbar-gruselig darzustellen, daß uns, die Bewunderer seiner Kunst, oft der Schauer überlief. Blumen, Tiere, Kinder und Fabelwesen zauberte sein Stift auf Wunsch in die alten, halbleeren Schulhefte, kurz alles, einfach alles. Mit einem gepfefferten Schuß Phantasie und einem nicht alltäglichen Farbensgeschmack.

Daß Birsinger seine „Kunst“ auf Kosten der Schulkennntnisse ausübte, war erklärlich; wir, die Bildbesenkten, steckten ihm zum Dank oft die Rechnungslösungen heimlich zu oder halfen ihm — mit einer vereinbarten Kurzschrift — in die seinem Künstlergehirn entfallenen Aufsatzthemas hinein.

Wir beide, dick befreundet, hatten ein Stück weit den gleichen Heimweg; bei der Straßengabelung ging ich geradefort nach B . . ., während er durch die Reben und den Wald Neuweiler zustapfte. Oft kehrte er bei uns im Pfarrhaus an und schenkte mir jedesmal eine neue Serie seiner „Künstleralben“; meine Mutter stopfte ihm dann zum Entgelt mit allerhand Lederem die Taschen voll. Ich wiederum

besuchte ihn hin und wieder in Neuweiler, wo er mir gewöhnlich barfuß, nur in Hemd und Stallhose entgegenkam, breitlächelnd grüßte und mit seiner Tazze meine Hand drückte, daß es nur so knackte.

Am Ende unserer Schulzeit, im Herbst 1886, verloren wir uns aus den Augen. — Erst lange Jahre nachher, im Sommer 1912, als mich eine Ferienwanderung über Neuweiler nach B... führte, sah ich Birfinger wieder. Er bestellte als Aeltester und ledig Gebliebener das kleine, etwas verlotterte väterliche Anwesen. Damals traf ich ihn, als er ritkling auf einem Kirschbaumast sitzend, die schwarzglänzenden Früchte in seinen Beerenkorb las. Wir tranken zusammen einen sauern „Elsässer“ als Wiedersehenschoppen und wesperten tüchtig bei Brot, Käse und Speck. Schulerinnerungen wurden aufgesüßelt. „Ob er noch zeichne“, fragte ich ihn. „Rundedie“, schimpfte er, „i ha ken Zyt meh und, lüeg do, mini Hänn wänn nimmi!“ Er wies mir seine diden, klobigen und zittrigen Finger, die rissig und schwielig geworden waren. Allerdings, mit solchen Händen „schmiß“ man keine Bilder mehr. Mit seinen Plänen, die er zur Schulzeit ausgeheckt hatte, war es aus.

Vier Jahre später, zur Zeit des Weltkriegs. Wieder auf einer Wanderung — mit einem Paß — über den elsässischen Hügelrücken nach Neuweiler und B... Ich traf ihn nicht mehr. Er stand als Deutschelsässer mit im Felde. In der rauchschwarzen Dorfpinte, wo ein paar Bauern hinter ihren Schnapsgläsern über Krieg und Frieden debattierten, trank ich ein Glas Bier. Der gleiche Wirt war immer noch da, nur alt geworden, zahlos, mit rot geränderten Triefaugen und einem dünnen, weißen Haarschopf. Auf meine Frage, ob er etwas von Eugen Birfinger wisse, meinte er: „Jo, jo, — güete bonsoir, Herr, — der Eugène, dä ich an der Ostfront, in däne Karpathe; er isch schwär geblesstert wore, dä güet Kärl, unn fai Mensch waif, ebber wider haimfunnt... gschriewe hett er nie... unn es wär verklemmi schad um der Birfinger...“ Der gute Alte schluckte und schnupfte und aus seinen roten Augen tropfte es auf den Tisch... um den Birfinger... Auch mir waren die Augen naß geworden...

Zu Hause, in einer alten Truhe, liegt ein verchnürtes, vergilbtes Bündel: die Bilderheftchen Eugen Birfingers aus der Schulzeit von damals. Ich habe sie bewahrt, wie eine Reliquie, sind sie doch Zeugen einer unvergeßlichen Jugend. Neulich, in einer stillen Stunde, habe ich sie wieder betrachtet und so habe ich mir jenes Geschehen und Erleben vom Herzen herunterschreiben müssen, ihm, dem „Raffael“, dem lieben und, wer weiß, verschollenen Freund längst vergangener Tage zum Gedenk.

Die alte Weibermühle.

Von R. von Volkmann-Leander.

Bei Apolda in Thüringen liegt die alte Weibermühle. Sie sieht ungefähr so aus wie eine alte Kaffeemühle, nur daß nicht oben gedreht wird, sondern unten. Unten stehen nämlich zwei große Balken heraus, die von zwei Knechten angefaßt werden, um mit ihnen die Mühle zu drehen. Oben werden die alten Weiber hineingetan: faltig und budlig, ohne Haare und Zähne, und unten kommen sie jung wieder heraus: schmuß und rotbackig wie die Borststäpel. Mit einem Male Umdrehen ist's gemacht; Knack und trach geht es, daß es einem durch Mark und Bein fährt. Wenn man dann aber die, welche heraus kommen und wieder jung geworden sind, fragt, ob es nicht erschrecklich weh tue, antworten sie: „Lieber gar! Wunderschön ist es! Ungefähr so, wie wenn man früh aufwacht, gut ausgeschlafen hat, und die Sonne ins Zimmer scheint, und draußen singen die Vögel, und die Bäume rauschen, und man sich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt. Da knackt's auch zuweilen.“

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine sehr alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da sie nun sehr gern

jung gewesen wäre, entschloß sie sich eines Tages kurz und machte sich auf den Weg. Es ging zwar langsam; sie mußte oft stehen bleiben und husten, aber mit der Zeit kam sie doch vorwärts, und endlich langte sie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen lassen“, sagte sie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hosentaschen, vor der Mühle auf der Bank saß und aus seiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit ist!“

„Wie heißt Ihr denn?“ fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapprothen!“

„Setzt Euch solange auf die Bank, Mutter Klapprothen“, sagte der Knecht, ging in die Mühle, schlug ein großes Buch auf, und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Ist wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?“ fragte die Alte.

„I bewahre!“ erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen kostet nichts. Aber Ihr müßt zuvor das hier unterschreiben!“

„Unterschreiben?“ wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verschreiben? Nein! das tue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe einmal in den Himmel zu kommen!“

„Ist nicht so schlimm!“ lachte der Knecht. „Auf dem Zettel stehen bloß alle Torheiten verzeichnet, die Ihr in Eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe Ihr Euch ummahlen läßt, müßt Ihr Euch verpflichten, wenn Ihr nun wieder jung geworden seid, alle die Torheiten noch einmal zu machen, und zwar ganz genau in derselben Reihenfolge; justement wie's auf dem Zettel steht!“

Darauf besah er den Zettel und sagte schmunzelnd: „Freilich ein bißchen viel, Mutter Klapprothen, ein bißchen viel! Vom sechszehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre täglich eine, Sonntags zwei. Nachher wird's besser. Aber im Anfang der Vierziger, der tausend, da kommt's noch einmal dicke. Zuletzt ist's wie gewöhnlich!“

Da seufzte die Alte und sagte: „Aber Kinder, dann lohnt es ja gar nicht, sich ummahlen zu lassen!“

„Freilich, freilich!“ entgegnete der Knecht, „für die meisten lohnt sich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; sieben Feiertage in der Woche und die Mühle steht immer still, zumal seit den letzten Jahren. Früher war schon das Geschäft etwas lebhafter.“

„Ist es denn nicht möglich, wenigstens etwas auf dem Zettel auszustreichen“, sagte die Alte noch einmal und streichelte dem Knecht die Backen, „mein Jüngelchen, alles andere will ich, wenn es denn einmal sein muß, noch einmal machen.“

„Nein“, antwortete der Knecht, „das ist blatterdings unmöglich, Entweder — oder!“

„Nehmt nur Euren Zettel wieder“, sagte darauf die alte Frau nach einigem Besinnen, „ich habe die Lust an Eurer dummen, alten Mühle verloren!“ und machte, sich wieder auf den Weg.

Als sie aber zu Hause ankam, und die Leute sie verwundert ansahen und sagten: „Aber Mutter Klapprothen, Ihr kommt ja gerade so alt wieder, als Ihr fortgegangen seid! Es ist wohl nichts mit der Mühle?“ — hustete sie und antwortete:

„O ja, es ist wohl etwas dran; aber ich hatte zu große Angst, und dann — was hat man denn an dem bißchen Leben? Du lieber Gott!“ —

Leitspruch.

Gib niemand umgebeten Rat,
Er könnte, wenn befragt, mißglücken,
Und dir legt man die Schuld der Tat
Als schwere Last dann auf den Rücken. Bodenstedt.